Don Fedricos Tageslauf

Wort und Bild von Hans-Paraguay

Das Leben in der Kolonie
beginnt in aller Herrgottsfrüh',
denn Arbeit, die gibt's reichlich, —
das erste, was Don Fedric tut:
er lutscht Bombilla, das ist gut
und schmeckt ihm unvergleichlich. —

So strömt der heisse Yerbosaft
in seinen Leib und gibt ihm Kraft!

Das Unkraut wuchert *jederzeit,*
Don Fedric steht zum Kampf bereit
mit dieser schlimmen Plage, —
er schwingt die Hacke ohne Ruh'
bis elf Uhr morgens immerzu,
und so geht's alle Tage...

Ach Gott, wie ist das Leben schwer,
wenn doch schon wieder Abend wär'....

Ein jeder, der so schaffen muss,
hat davon meist nicht viel Genuss,
wenn mager die Ernährung, —
darum ist Federic bedacht,
wie er sich gute Speisen macht
für seines Leibes Zehrung!

Hier zieht er mit Beschwerde,
Mandioca aus der Erde .....

Nachdem dies gute Werk getan,
zieht Fedric sich zum Ausgang an
um einmal einzukaufen, —
beim Händler Peterhannes Scharf
deckt er den eigenen Bedarf,
und lässt die Gurgel laufen,

mit zwei, drei Gläschen rotem Wein, —
es kann auch etwas mehr wohl sein...

So geht der Tag dem Ende zu,
der Abend bringt ersehnte Ruh'
auch *uns'rem lieben Jungen,* —
mit seinem Freunde sitzt er dann
im trauten Heim, und wenn man kann
wird wohl ein Lied gesungen...

Es spricht aus jedem Wort und Blick
dann echte Urwaldromantik ...!

Ein Huhn im grossen Suppentopf,
das stärkt den Magen, hält den Kopf
aufrecht, und füllt die Wangen, —
doch so ein Vieh, das argwöhnt gleich
die schnelle Fahrt zum Himmelreich,
und lässt sich schwer nur fangen.

Man sieht, mit welcher Not und Müh'
Don Fedric jagt das Federvieh...

Nach guter Mahlzeit ruht man gern,
das tun die Knechte wie die Herrn
ausgiebig und voll Wonne, —
Siesta nennt man's hier zu Land,
gesegnet sei, der dies erfand,
denn Mittags brennt die Sonne.....

Drum liegt Don Federic im Grase
auf seinem Bauch und seiner Nase....

Und wenn der Schlaf auf's Auge drückt
steigt Federico tief beglückt
ins Bett, auf seine Decken, —
im Traume schnarcht er meistens laut,
er stört ja weder Frau noch Braut,
und kann sich wohlig strecken....

Zu diesem Zeitpunkt hört dann auf,
des Junggesellen Tageslauf,
und niemand tut ihn wecken...!

Mit etwas Glück und viel Verstand
bringt doch Don Federic gewandt
den Vogel dann zum Kochen, —
die Olla dampft, es quillt der Brei,
Mais, Reis und Hühnerfleisch dabei,
natürlich auch die Knochen...

Jetzt würzt er alles kräftig ein,
gleich wird das Essen fertig sein!

Der Nachmittag trifft unsren Mann
sehen wieder bei der Arbeit an:
Am Hausbau schafft er weiter, —
hoch auf dem First sitzt Federic
und schwingt den Hammer mit Geschick,
frei, ohne Strick und Leiter. —

So wirkt er fleissig, sich zur Freude,
zugleich zum Vorbild für die Leute!

Abwechslung

Unser Vierjähriger gehört zu den regelmässigen Besuchern einer benachbarten Familie. Eines Tages gibt es dort Zuwachs, und sein ganzes Interesse gehört von da ab nur nach dem kleinen Erdenbürger. Er kommt hinzu, wie die Mutter das Kleine gerade an die Brust gelegt hat. "Was *machst du da,* Tante?" lautet seine erstaunte Frage. "Ich gebe dem Kindchen Milch zu trinken", ist die Antwort. Sein Staunen wird noch grösser. Plötzlich hebt er sein Fingerchen und fragt: "Was hast du denn in dem anderen Beutel? Ist da Kaffee drin?"

Theorie und Praxis

Ein grosser Chirurg und ein ebenso grosses Original hat unter seinen Patienten einen hohen kirchlichen Würdenträger.

Nach längerer Beobachtung muss der Arzt die Vornahme eines grossen, nicht ungefährlichen Eingriffs vorschlagen, den der Patient, der erst eingewilligt hatte, in letzter Stunde ablehnt. Dies quittiert der Arzt mit folgendem lapidaren Satz: "Ja, ja, so sind die Herren; immer reden sie vom Jenseits, wenn's aber dann darauf ankommt, selber mit dem Jenseits Bekanntschaft zu machen, wollen sie nicht!"

HÜBEN UND DRÜBEN

Samstag, 22. Dezember — "BEILAGE ZUM ARGENTINISCHEN WOCHENBLATT" — Nr. 1539 XL. Jahrg.

VIER WORTE

Von Ruth Schaumann

Sage mir das hellste Wort,
Das die Welt im Tanz ersinnt,
Menschen lieb wie Engel dort. —
"Kind."

Sage mir das wehste auch,
Wcher als verlorne Huld.
Bittrer als des Todes Hauch. —
"Schuld."

Sage mir ein tröstlich Ding,
Gleich der Luft in jedem Raum,
Gleich dem Brot, das nie verging. —
"Traum."

Singe mir das Wort, das blind
In den Schnee ein Bettler schrieb,
Nach dem Knien vor Stroh und Kind. —
"Lieb."

KÄTHE KOLLWITZ / Von HELLMUTH N. BACHMANN

Käthe Kollwitz ist tot. Sie ist Anfang Oktober in einer abgelegenen Ortschaft im Harz gestorben. Sie ist 78 Jahre alt geworden — hat noch den Zusammenbruch der Hitlerherrschaft miterlebt, das vorläufige Ende dessen, was sich in Deutschland anbahnte, als sie mit ihren ersten revolutionären, zutiefst menschlichen Arbeiten an die Oeffentlichkeit trat.

Wie und wo sie die letzten Jahre, die Jahre von Wahn, Tyrannei, Krieg und allem apokalyptischen Grauen überlebt hatte, das wissen wir nicht. Sie war in Deutschland geblieben, *wo sie ihr ganzes Leben verbracht hat.* Wenige Jahre vor dem Ausbruch der Hitlerherrschaft hatte sie noch eine Reise nach *Russland unternommen, um sich dort zeigen* zu lassen, wie viel vom revolutionären Sehnen zu produktiver Wirklichkeit geworden war, *und man feierte dort die grosse Künstlerin des* Volkes, deren Namen und Wirksamkeit schon seit langem über die Grenzen Deutschlands hinausgedrungen war, *man dankte ihr für die* Hilfe, die sie durch ihr Werben anlässlich der grossen Hungersnot dem russischen Volke geleistet hatte.

Was war Deutschlands Dank an Käthe Kollwitz? Die Nazis schlossen sie aus der Preussischen Akademie der Bildenden Künste aus, in die sie, auf Betreiben Liebermanns, als erste Frau aufgenommen worden war. Sie untersagten ihr die Lehrtätigkeit, jedes öffentliche Wirken; sie tauften die "Käthe Kollwitz-Schule" in Berlin um und benannten sie nach irgendeiner obskuren Naziotin. Gleichzeitig machte man allerdings in den "geistigen" Nazikreisen den Versuch, Käthe Kollwitz als typisch *nordisch-deutsche Künstlerin* hinzustellen, sie und ihr Werk für den Nationalsozialismus und seine Propaganda einzuspannen. Die massgebenden Nazis aber *erwiesen sich als würdige Erben der preussischen Herrscherkreise,* von denen sie sich die Machtunterstützung gesichert hatten, auch auf geistigem Gebiet. Wilhelm II. hatte um die Jahrhundertwende die Arbeiten der Kollwitz, die der *alte Menzel für die Goldene Medaille vorschlug,* als "Rinnsteinkunst" abgetan, und die Kaiserin hatte sich geweigert, einen Ausstellungssaal zu betreten, ehe man nicht eine dort hängende Zeichnung von Käthe Kollwitz *entferne. Ablehnung durch die Hohenzollern,* Ablehnung durch die Nazis, Liebe und Bewunderung Tausender aus allen Volksschichten: das ist die Anerkennung und Belohnung, die Käthe Kollwitz zuteil geworden sind, und die sie verdient hat. Ob ihr *Mann, der Armenarzt* Karl Kollwitz, sie überlebt hat, ob er schon vor ihr gestorben ist, das haben wir in unserer durch Krieg und Chaos verursachten Weltabgeschiedenheit noch nicht erfahren.

Geistige Strenge, unerbittliche Ehrlichkeit gegenüber sich selber und den anderen, das Auf-der-Hut-Sein vor der konventionellen Lüge und dem bequemen Hintreiben auf dem Weg des geringsten Widerstands, die Warnung vor der Trägheit des Herzens, die die grossen Uebel der Welt gebiert — das waren die Grundlagen für ihr ganzes Leben, die Käthe Schmidt in ihrem Elternhaus in Königsberg mitgegeben wurden. Ihr Grossvater, Dr. Julius Rupp, war der Gründer der ersten freireligiösen Gemeinde Deutschlands. Ihr Vater hatte Jura studiert und dann, als er Referendar war, den Beruf eines Maurers ergriffen, weil er überzeugt war, dass er mit seinen religiösen und politischen Ueberzeugungen in der verlogenen Gesellschaft, *in der er hätte* wirken müssen, niemals seine Tätigkeit als Jurist so ausüben konnte, wie sein Gewissen es ihm vorschrieb. Ihr Grossvater Rupp gab ihr, als sich schon früh das künstlerische Talent bei dem jungen Mädchen äusserte, den Leitspruch mit auf den Weg: "Jede Gabe ist eine Aufgabe."

Selbstbildnis

Sie lernte erst bei einem königsberger Kupferstecher, dann war sie zwei Jahre lang Schülerin von Stauffer-Bern in Berlin, wo sie das grafische Werk Max Klingers kennenlernte, später von Neide und kurze Zeit von Herterich in München. Nach wenigen, kurzen Versuchen in der Malerei widmete sie sich ganz der grafischen Kunst — Zeichnung, Radierung, Litografie, Holzschnitt. Sie kehrte Dort lebte sie die langen Jahre mitten unnach Königsberg zurück, heiratete 1891 den Arzt Karl Kollwitz und zog mit ihm nach Berlin, wo sich die beiden in einem Arbeiterviertel niederliessen.

ter dem "gemeinen Volk", dem ihre Lebensarbeit galt und das immer Thema ihrer Arbeiten blieb. Sie selber äusserte zu ihren Freunden: "Warum ich immer den dritten oder eigentlich sogar den vierten Stand wiedergebe? Ja, weil der Mittelstand, wenn er wohlhabend, langweilig ist. Die Frauen des Volkes haben andere Gesten, eine andere Art, sich zu bewegen — man kann ihnen mehr auf den Leib schauen, sie drücken sich besser aus. Eine solche Frau aus dem Volke, die ihr Kind auf dem Arm trägt, ist interessanter als eine Bürgerfrau neben Kinderwagen und Bonne. Der gut angezogene Bürger interessiert mich nicht." Und: "Solch ein Hafenarbeiter ist in der Durchbildung seines Körpers schön. Solch eine Arbeiterfrau zeigt mir von ihrer Gestalt und ihrem Wesen *viel mehr als die durch die Konvention überall in ihrem Tun und* Lassen eingeengte Dame. Sie zeigt mir ihre Hände, ihre Füsse, ihre Haare, sie lässt mich durch das Kleid den Körper sehen; sie gibt sich auch *in ihren Gefühlsäusserungen viel unverhüllter."* Kunsthistoriker haben Käthe Kollwitz ob dieser Themenwahl unter die Künstler des "proletarischen Naturalismus" wie Uhde, Baluschek und so weiter eingeordnet.

Vom Standpunkt eines sentimentalen Sozialismus aus lässt sich aber das Werk der Käthe Kollwitz nicht verstehen, und man wird ihm in seiner ungeheuren geistigen Weite, seiner tiefen und ehrlichen Menschlichkeit, dem Geist echten Christentums, der darin waltet, nicht gerecht. Die Künstlerin Käthe Kollwitz gehörte zu keiner "Richtung", wie auch die Frau Käthe Kollwitz sich niemals einer Partei angeschlossen hat. Weit näher kommt ein Kunstkritiker dem Wesen dieser Kunst mit der Bemerkung: "Käthe Kollwitz ist heute der einzige Mann unter den deutschen Grafikern."

Diese herbe Kraft, die nüchterne Strenge kennzeichnen schon den ersten Zyklus von Radierungen, der mit einem Schlage im Jahre 1898 die

Plakat für die deutsche Kinderhilfe

Künstlerin in weiten Kreisen bekannt machte, die sechs Blätter über den "Weberaufstand", die durch Gerhart Hauptmanns "Weber" inspiriert waren. Käthe Kollwitz erklärte einmal, dass sie die stärksten Eindrücke für ihre Arbeit von Zolas "Germinal", Hauptmans "Webern", dem "Nachtasyl" von Maxim Gorki und einigen der Werke Tolstois erhalten habe. Damit ist auch in grossen Linien die Welt ihrer Gestalten umrissen: von den Blättern, die um die Jahrhundertwende und im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts entstanden ("Aufruhr", "Carmagnole", der Zyklus "Bauernkrieg", um nur einige der bekanntesten zu nennen), bis zu den Holzschnitten zum Gedächtnis für Karl Liebknecht (1919), den erschütternden Steindrucken, mit denen sie die Hilfsaktion für die hungernden Kinder in Deutschland und Oesterreich unterstützte, den Figuren, die sie für zwei Kriegergrabmäler in Flandern schuf (einer ihrer Söhne war als Kriegsfreiwilliger bei Dixmuiden gefallen). Sie wurde nicht müde, das echte und ungekünstelte Leben ihrer Umgebung zu schildern, das Leben des Alltags, Leid, Mühe, Arbeit, Liebe und Tod, ihr ganzes Werk ist Mahnung, Anklage, flehentlicher Aufruf zur Besinnung, zur Abkehr von Lüge, Gewalt, Mord und Hohlheit, zur Besinnung auf Vernunft und brüderliche Gemeinschaft. Sie fand Widerhall bei denen, für die sie lebte und arbeitete, die besten Geister ihres Landes und ihrer Zeit ehrten und liebten sie. Sie musste noch mitansehen, wie der Wahnsinn sich des Landes bemächtigte, wie alles, was sie und ihre Freunde erstrebt hatten, nutzlos und eitel schien. Sie ist in der Einsamkeit des Alters, in einem abgelegenen Winkel des Landes gestorben, inmitten des Volkes, das im grossen Grauen von Verbrechen, Schuld, Hoffnungslosigkeit und Wahnwitz lebt, von dem Ernst Wiechert, der aus der Heimat der Käthe Kollwitz stammt, dieser Wochen schrieb:

"Nun lassen Habe wir und Haus,
wir ziehen unsre Schuhe aus
und gehn mit nackten Füssen.
Wir säten Tod und säten Qual,
auf unsern Stirnen brennt das Mal,
wir büssen, wir büssen."

Totenklage

MISSIS APPELTREE / Von JOHAN LUZIAN

Wir bringen im Folgenden ein Kapitel aus dem Roman "Der ungläubige Thomas" von Johan Luzian, der kürzlich im Verlag Cosmopolita, Buenos Aires, erschienen ist.

Einer, über dem das Verhängnis schwebte, konnte nicht schlafen.

Einer, auf den etwas Tückisches lauerte, versuchte zu atmen, zu lächeln, sich selber gut zuzureden, aber es gelang ihm nicht, zu sein wie immer. Eine Veränderung ging mit ihm vor.

Er war voll Unruhe, voll unbestimmter Sehnsucht und Trauer. Ihm war, als würde er mit jeder Stunde um ein Jahr älter.

Sollte er seine kostbare Zeit verschlafen? Sollte er die Freiheit, die ihm noch blieb, verschleudern wie ein Reicher, dem es nicht darauf ankam, bis in den Tag hinein zu schlafen?

Thomas erhob sich taumelnd, griff nach einem Glas Wasser, stürzte es mit einem Zuge hinunter. Aber es kühlte sein inneres Fieber nicht.

Er kleidete sich im Nebenzimmer an, trat in das Dämmergrau der Frühe.

Vom Kirchlein im Dorf schlug es vier Uhr.

Verhallend schwangen die Töne über das dunkle Land.

Der leichte, böige Wind ging wie ein wandernder Bote durch das Dämmerblaugrau.

An der Kette jaulte der Wolfshund.

Thomas machte ihn los, klopfte ihm das Fell. Der Hund umsprang ihn bellend und jiepend vor Freude, aber der Mann hielt ihm die Schnauze zu, schalt ihn, er sollte niemanden stören.

Cornelia schlief noch, matt und unruhig.

"Komm, Bürschi! Fort vom Hause!"

Er nahm das graue Tier als wachsamen Begleiter an seine Seite, denn er fühlte sich umlauert hinter den farblosen Büschen des Nachtwaldes. Er sah die Lauernden nicht, aber er fühlte ihre Blicke, wo er auch ging, wo er auch ruhte.

War er wirklich noch frei? War das noch sein Wald, in dem er jeden Weg kannte?

Ein Vogel flog auf über ihm. Ein Rabe vielleicht, eine Eule, oder ein Habicht. Noch war Nacht, noch hatten die Dinge keine Farben, an denen man sie unterschied.

Es lag ein grosser weisser Stein am Waldrand.

Die Sonne hatte ihn gebrannt, der Regen gewaschen, jahrhundertelang an dieser Stelle.

Thomas sah ihn schimmern im Nebel, aber es war, als liefe er hin und her, als lebe er in der Nacht, der verlassene Stein.

Es raschelte im dürren Laub unter den Buchen.

Thomas blieb stehen. Er lauschte.

Waren es Schritte von Menschen? Oder war es der Hirsch, der sagenhafte Vierzehnender, hier in den Wäldern, von dem der Jäger erzählte?

Kam er ihm nahe, dem einsamen Mann, weil er nichts Böses von ihm wollte? Teilte er mit ihm das Geheimnis seiner nächtlichen Fährten?

Oder — war es Landau?

Wanderte der weisse Stein? Ja, er war fort! Wahrhaftig, eine Sekunde war er verschwunden gewesen, wo er eben noch gelegen und geschimmert hatte . . . Doch da war er ja wieder! Es war nur ein Schatten vor ihm hingezogen und verschwunden.

Landau auf der Flucht vor den Menschen?

Oder der Vierzehnender auf der ewigen Flucht vor dem Jäger, dem alten mit dem Rauschebart.

Thomas lehnte sich an einen dikken Buchenstamm. Er presste seinen Rücken ganz fest an das harte Holz. Er wollte etwas im Rücken spüren, das ihn schützte.

Leise pfiff er dem Hund, der weit in die Tiefe des Wiesenbachtales davongeschweift war, einem Hasen nach, einem Vogel. Er brauchte den Hund, der ihm mit der Spürnase die Geheimnisse des Dunkels ergründen sollte.

"Still, Bürschi!" flüsterte Thomas und presste das junge, spielerische Tier an sich. "Wir müssen ganz still sein. Wir kennen uns nämlich nicht mehr aus in der Nacht. Wir wollen hier abwarten, bis es Tag wird . . ."

Drüben über dem Weiher unterhalb des Dorfes stieg der Nebel schon heller auf. Die Luft war kühl, aber das Wasser des Weihers wärmte sie noch vom gestrigen Tage. Der Morgenwind zerwehte die Nebelfetzen über dem Wasser.

Thomas wurde ruhiger, den Rücken an den Stamm gepresst, den Hund an seine Knie gedrückt.

Strömte nicht eine grosse Dankbarkeit von der Erde zum Himmel? Und spürte man nicht das geheime Wachsen und Keimen im Gras und Baum und Erdreich? Nichts hatte Farbe, Form, Gestalt, aber alles atmete ruhig und fühlte sein Dasein in Gottes Hand.

Dann erloschen die Sterne, die freundlichen Augen im heller werdenden Himmel.

Und war es eben noch unterschiedlose Dämmerung, so wollte es nun tagen über den weiten Wäldern und Aeckern jenseits des Dorfes.

Eben zirpte nur eine einsame Erdgrille, quarrte langsam, gemächlich ein Wasserfrosch.

Aber nun gab schon der Buchfink das Zeichen zum Beginn, und bald fielen Rotkehlchen und Grasmücken ein in das Lied des Morgens. Später wurden Amseln und Fliegenschnäpper wach, Lerchen und Goldammern, wurden zu Lied und Melodie, einer verschwenderischen, verwehenden Melodie über allem.

Und mit den Vögeln kam auch das Licht.

Es kam nicht, wie man eine Laterne anzündet, die aufleuchtet und die Dinge bescheint, nein, das Morgenlicht kam in Wirbeln, in Schwaden, in Schwärmen, die über die Erde wehten. Es kam in Farben, in Funken, in Strahlen aus den Wolken hervor. Der Himmel wurde eine Palette mit tiefem Azur und Enzian und Blassblau. Mit Orange und Sepia, mit Hellbraun und Lila, mit leuchtendem Gelb und dunklem Ocker, mit Schwarzgrün und Gelbgrün, Violettgrau und Silberweiss.

Thomas, der Maler hatte alles um sich herum vergessen. Er war aufgebrochen in der Frühe, um die himmlische Kunst am Werke zu sehen. Darum stand er hier mit seinem Hunde, dankbar und hingegeben.

All diese Farbdämpfe, Farbträume tropften wie flüssiges Licht herab auf die Spitzen der Berge am Horizont.

Das Licht ergoss sich immer brausender auf Matten und Felder, auf die Häuserdächer im Dorfe, auf das Zwiebeltürmchen der Dorfkirche Und es lag vor Thomas und rings um ihn am Waldrand im Grase, auf dem gelbsandigen Wege. Jeder Halm wurde beschienen, und keiner wurde vergessen. Seine Hände berührte das Licht, machte jedes Fingerglied sichtbar, jeden Nagel, jede Ader. Keine wurde vergessen. Auch seine Schuhe waren im Licht, Leder und Riemen, nichts war zu gering. Er hatte einen Riss im Schuh, auch der Riss war da. Welche Fülle, welche Verschwendung mit diesem Licht der Frühe . . .

Da wurde der weisse, kalkene Stein rosa und orange und violett und zartgelb beschienen, bis er seine endgültige Farbe wiederbekam, die er gestern und alle Tage hatte. Da wurde ein Weidenbusch ganz langsam grün, eine neue Geburt aus dem Schattenreich, eine Farbenbeseelung, ein Farbenodem, der in ihn kam.

Auch die kleine Wiese am Weiher war inzwischen so wunderbar erwacht mit ihren jungen Halmen und dem goldgelben Hahnenfuss, Schaumkraut und Ehrenpreis. Aber die Blüten waren noch halbgeschlossen im Tau, und ihr Farbenerwachen würde ein herzliches Nachspiel sein, wenn der grosse Himmel ausgespielt hatte.

atmen müssen, kann man charakteristische Flecken im Zahnschmelz beobachten. Zum Beispiel die Arbeiter, die Kupfer verarbeiten, zeigen grüne Flecken, während die Silberarbeiter schwarze Flecken am Zahnschmelz aufweisen. Man darf diese Flekken nicht mit jenen verwechseln, die man an den Zähnen von Personen findet, die eisenhaltige Medikamente einnehmen — wie zum Beispiel gewisse Stärkungsmittel oder Mittel gegen Blutarmut — und diese nicht mit Hilfe eines Glasröhrchens zu sich nehmen, damit das Medikament nicht in Berührung mit den Zähnen kommt.

Wenn auch die Karies die meist verbreitete Zahnkrankheit ist, und zwar in solchem Masse, dass man wohl schwerlich einen Menschen finden kann, der noch keinen kariösen Zahn gehabt hätte, so gibt es doch Berufe, die im besonderem Masse zur Karies führen. Das sind die Bäcker, Konditoren und Arbeiter in den Zuckerraffinerien, die ständig dem Mehl- oder Zuckerstaub ausgesetzt sind. Der Staub setzt sich besonders an der Vorderfläche der Zähne, nahe dem Zahnfleischrand, an und erledet dort eine Zersetzung durch eine Fermentierung mit Hilfe von säurebildenden Bakterien. Durch diese Lokalisierung nimmt die Karies im Anfang eine halbmondförmige Gestalt an und breitet sich später in charakteristischer Weise über die ganze Oberfläche der Krone aus.

Ebenso wie die Abrasion ist auch die Karies ein sogenannter irreversibler Prozess, da die Hartsubstanzen der Zähne nicht regenerationsfähig sind. Man kann die einmal begonnene Karies nur aufhalten. Das kariöse Gewebe muss entfernt werden und dann durch irgend ein Füllungsmaterial (Plombe) ersetzt werden. Wenn die Karies schon bis zum Zahnmark oder Pulpa vorgedrungen ist, muss man eine Wurzelbehandlung vornehmen, bevor man die verlorengegangene Zahnsubstanz ersetzen kann. Aus dem Gesagten ergibt sich klar die hervorragende Wichtigkeit einer gewissenhaften Zahnpflege gerade bei den Arbeitern in diesen Berufen. Es ist die einzige Form, der Karies wirksam vorzubeugen.

Es gibt noch andere Berufsgruppen, bei denen die Zähne gefährdet sind, wenn auch mehr in indirekter Weise. Das sind die Arbeiter, die im ständigen Kontakt mit mehr oder weniger giftigen Stoffen stehen. Die zwei wichtigsten Substanzen in diesem Sinne sind das Blei und das Quecksilber. Nach neueren Statistiken wird jedes der beiden R mehr als 150 verschiedenen Erzeugungen verarbeitet.

Die Bleivergiftung ist gekennzeichnet durch das Auftreten einer blauschwärzlichen Linie längs des Zahnfleischrandes. Um nur einige Gruppen von Berufen aufzuzählen, die häufig diese sogenannte Bleilinie zeigen, nennen wir die Maler-, Schriftsetzer, Buchdrucker, Klempner, Schweisser usw.

Bei der Quecksilbervergiftung werden alle Weichgewebe des Mundes befallen und in schweren Fällen auch der Knochen. Das auffallendste Symptome, das auch bald die Zähne gefährdet, ist die Zahnfleischentzündung. Diese kann sich leicht auf die übrigen Gewebe des Mundes ausbreiten und wird dann als Stomatitis bezeichnet. Sie tritt besonders auf bei Personen mit vernachlässigter Mundpflege. Die Zähne lockern sich und können leicht ausfallen.

Sowohl Blei als auch Quecksilber rufen, wenn sie in den Organismus gelangen, Schäden in den verschiedensten Organen hervor, und führen zu schweren Symptomen. Dasselbe Bild finden wir bei den Vergiftungen durch Phosphor und Radium, die beide heutzutage in vielen Industrien Anwendung finden.

Schliesslich müssen wir noch die Wirkung des Benzols auf die Zähne erwähnen, oder besser gesagt auf das Zahnfleisch. Denn dieses entzündet sich zuerst, blutet leicht und wird geschwürig und schliesslich fallen die Zähne aus. Den Benzoldämpfen sind besonders ausgesetzt die Vulkanisierer und die Arbeiter in Pulverfabriken und vielen anderen chemischen Fabriken.

Wir haben die grosse Vielfältigkeit der Schäden an den Zähnen, die durch die berufliche Tätigkeit zustandekommen, gesehen. Trotz dieser Mannigfaltigkeit, gibt es nur ein wirklich wirksames Vorbeugungsmittel, und das ist: eine äusserst gewissenhafte Zahnpflege.

LEBENSWEISHEIT

Wer Geist und Körper in vollkommener Gesundheit erhalten will, muss frühzeitig an den allgemeinen Angelegenheiten der Menschen teilnehmen.

(Feuchtersleben, Diätetik der Seele.)

SCHILLER-WORTE

Der Mensch ist nur einmal im Leben Kind und muss es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat.
(Gespräch unter d. Weihnachtsbaum am 24. Dez. 1793.)

*

Ich liebe sehr, dass die Hauswirtschaft ordentlich geht, aber ich vermag das Knarren der Räder nicht zu hören.
(Zu Karoline von Wolzogen, Sommer 1797.)

*

Der Mensch ist verehrungswürdig, der den Posten wo er steht, ganz ausfüllt. Sei der Wirkungskreis noch so klein, er ist in seiner Art gross. Wie ungleich mehr Gutes würde geschehen und wieviel glücklicher würden die Menschen sein, wenn sie auf diesen Standpunkt gekommen wären.
(Gespräch 6. März 1802.)

*

Der Tod kann kein Uebel sein, da er etwas Allgemeines ist
(Zu Karoline von Wolzogen März 1905 kurz vor seinem Tode.)

SOKRATISCHES GESPRAECH

"Halt den Mörder!" ruft einer dem Sokrates zu. Der aber lässt den Mörder vorbeirennen und fragt den Rufer, als dieser herangekommen:

"Was ist das, ein Mörder?"

"Du weisst doch wohl, was ein Mörder ist. Ein Mensch, der tötet!"

"Ach so", sagt Sokrates, "ein Schlächter."

"O nein, ich meine doch: ein Mensch, der einen anderen Menschen tötet!"

"Also ein Soldat."

"Nein doch; ein Mensch, der im Frieden einen anderen Menschen tötet!"

"Aha, ein Henker, der öffentlich einen Verbrecher umbringt."

"Mach mich nicht toll; ein Mensch, der einen anderen, unschuldigen Menschen im Hause tötet!"

"Endlich verstehe ich dich: ein Arzt."

(aus Constantin Brunners Tagebuch)

GEDANKEN

Erwarte nichts als selbstverständlich, das erspart dir oft Kränkung und Verdruss.

*

Wir helfen lieber bei "unverschuldetem" Unglück als bei selbstverschuldetem; tut verschuldetes Elend weniger weh? Ist Wohltun ein Richterspruch?

*

Die "jungen Jahre" sind die "alten Zeiten".

Du magst das Grösste für jemanden getan haben, versage ihm einen Wunsch, so ist es vergessen.

*

Gleich nach Sonnenuntergang erscheinen uns die Dinge in den schärfsten Umrissen, in den härtesten Farben. So sieht das Alter die Welt.

Rösselsprung

		in	sie		
	[illegible]	der	[illegible]	der	
still	gen	weih-	durch	er-	ent-
nacht	die	senkt	dämm-	der	grau-
hat	der	flo-	[illegible]	rot	rung
[illegible]	ab-	traum	[illegible]	e	net
wun-	der	be-	singt	gen	ein
	sie	es	glit-	und	
mund	grund	web	nacht	sie	ein

Besuchskarten-Rätsel

FAB. F. ENOCH

Woher stammt der Herr?

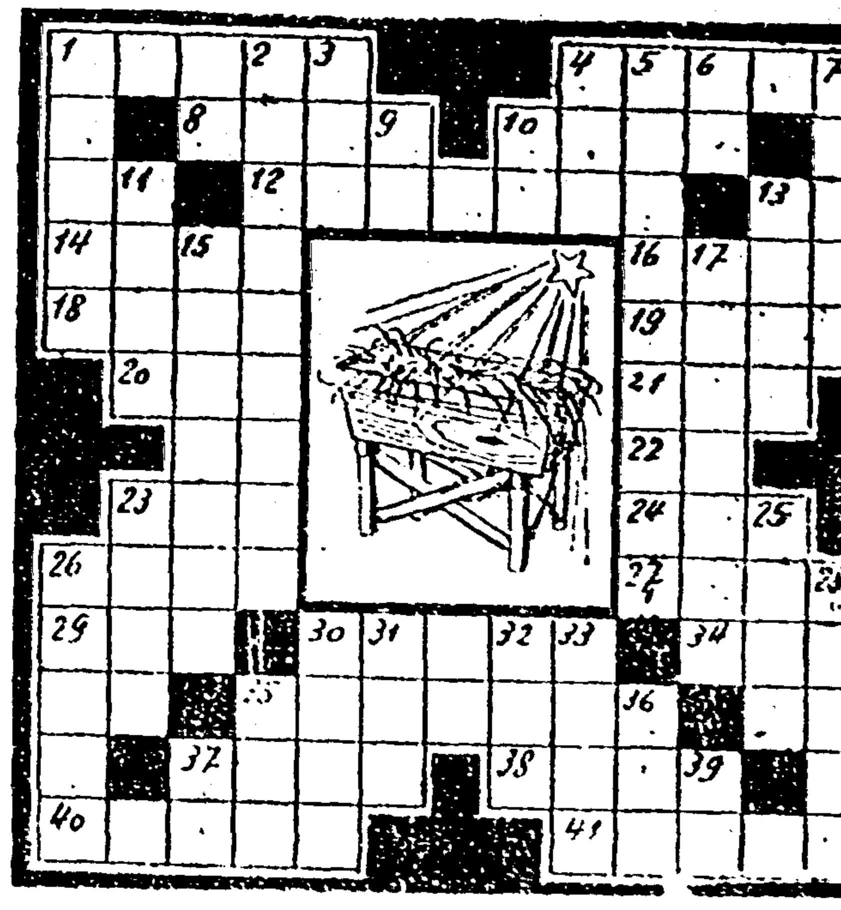
Versteckrätsel

(Von E. B.)

Lodenmantel — Knebelbart — Bodenwachs — Abendrobe — Grignano — Waffenschmied — Fehlbetrag — Kahlenberg — Daseinskampf — Telramund — Gresseltern — Leinwand — Ortszeit — Mazurka — Berechtigung — Patentanwalt — Federzeichnungen — Weitsichtigkeit — Sonnenschein

Aus jedem der obigen Wörter sind je drei, aus dem Letzten vier nebeneinanderstehende Buchstaben herauszunehmen. Diese im Zusammenhang gelesen, ergeben ein Zitat aus Goethes Faust I. — (ch = ein Buchstabe).

Weihnachts-Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1 Bodenerhebungen; 4 Autor von "Gullivers Reisen"; 8 Zahl; 10 Weihnachten (fremdsprachig); 12 Mohammedanersekte in der Wüste Sahara; 14 Koranvers; 16 Nagetier; 18 knetbare Masse; 19 hübsch, zierlich; 20 nordisches Wild; 21 indische Münze; 22 Autokennzeichen für das diplomatische Corps; 23 Honigwein; 24 nordische Göttin des Totenreiches; 26 Europäer; 27 Verkehrsmittel (Abk.); 29 Nebenfluss der Donau; 30 Stockwerk; 34 Negation; 35 Fluss in USA; 37 Festung; 38 Blume; 40 Teil der Klaviatur; 41 männliches Haustier.

Senkrecht: 1 französische Hafenstadt; 2 siehe Anmerkung; 3 Lebensbund; 4 internationaler Hilferuf; 5 siehe Anmerkung; 6 italienischer Artikel; 7 asiatisches Hochland;; 9 Anschrift an Unbekannte; 11 Pflichtübung beim Turnen und Schlittschuhlaufen; 13 nordischer weiblicher Vorname; 15 langsam niederrinnen; 17 anders machen, umwandeln; 23 Gestirn; 25 Nichtfachmann; 26 Flieger; 28 Längenmass; 30 keltischer Name für Irland; 31 Energieleistung; 32 genug gekocht; 33 Liebesgott; 35 Elend; 36 Teil des Baumes; 39 Tierisches Produkt.

Die Reihen 2 und 5 senkrecht ergeben einen zeitgemässen Wunsch.

Weihnachts-Silbenrätsel

Aus nachstehenden 63 Silben sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen den Anfang eines Weihnachtsliedes ergeben.

ber — bi — chen — cra — dai — e — ek — el — er — erz — fe — ger — gatz — gung — holz — hut — il — il — in — ka — kai — kar — ko — kow — kul — la — le — lo — lon — ma — me — min — mo — mus — nach — nach — nau — nes — ni — or — pat — pel — ra — renz — rheu — ros — sa — sa — sal — schla — se — se — sel — si — sta — ta — ter — tis — tis — tuch — turn — un — vi
ue = ü; ch = ein Buchstabe

Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Planet; 2. strafbare Handlung; 3. hochgradige Begeisterung; 4. Gesellschaftszimmer; 5. argentinische Provinz und Stadt; 6. Enterich; 7. Krankheit; 8. Unterschied; 9. Ort in Thüringen; 10. deutscher Politiker; 11. deutscher Dichter; 12. Dampfmaschine; 13. italienisches Adelsgeschlecht; 14. deutscher Maler; 15. Farbe; 16. weiblicher Vorname; 17. Stoffart; 18. militärische Formation; 19. kleines Raubtier; 20. Holzart; 21. Prunkwagen; 22. Bedienter; 23. Angeklagter.

1. ....
2. ....
3. ....
4. ....
5. ....
6. ....
7. ....
8. ....
9. ....
10. ....
11. ....
12. ....
13. ....
14. ....
15. ....
16. ....
17. ....
18. ....
19. ....
20. ....
21. ....
22. ....
23. ....

Jedem das Seine

Der "e" gedruckt, die "s" geschrieben — Gelesen beide nach Belieben.

Auflösung der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silbenrätsel

1. Bode, 2. Oesel, 3. Sorrent, 4. Eibe, 5. Bremen, 6. Erna, 7. Ingeborg, 8. Stunde, 9. Peter, 10. Isel, 11. Essen, 12. Leiter, 13. Estomihi, 14. Vater, 15. Evarest, 16. Rinde.
Bose Beispiele verderben gute Sitten.

Magisches Quadrat

L E B E N
E B O L I
B O H L E
E L L E R
N I E R E

Visitenkarten-Rätsel

Konigsberg.

Silbenkreuz

el fel
ta ra
be sen

Zahlenrätsel

1. Konstantinopel, 2. Ostentation, 3. Nationalität, 4. Station, 5. Tennisspiel, 6. Assistentin, 7. Napoleon, 8. Totalität, 9. Inklination, 10. Nonnette, 11. Opposition, 12. Passion, 13. Eitelkeit, 14. Lassalle.

das Schweigen und die feierliche Stille Bäume und Sträuche umschlingt. Die Augen ihres kleinen zigeunerhaften Gesichtchens saugen das Bild der Bäume in sich, die ihr schönstes Weihnachtskleid angezogen haben. Tief hängen ihre Aeste unter der Last von Weiss, Silber und Kristall und breite silberne Bänder haben sich an die Haselsträucher gehängt. Aber die scharfe Kälte scheucht die Kleine vom Anblick des verzauberten Gartens fort und treibt sie zu ihren Pflichten zurück.

Als sie in den Kuhstall hineinkommt, schlägt ihr der warme Geruch der Kühe mit dem Duft von trockenem Heu entgegen. Die alte Ingjerd ist dort eben mit dem Ausmisten fertig geworden und lässt nun ihren aufgeschürzten Rock wieder hinunter, den sie sich auf dem Rükken hochgebunden hatte. Die Kleine liefert ihren Bescheid an sie ab und sieht ihr hernach zu, wie sie ein neues Talglicht mit dem Stümpfchen im Leuchter austauscht und mit einem Stückchen verkohlten Holzes an jedem Viehstand ein Kreuz zeichnet. "In Jesu Namen", sagt sie dabei und meint damit, dass nun der liebe Herrgott selbst seine Hand gegen allen Spuk der Weihnachtsnacht zu halten hat. Einen Augenblick schielt sie noch nach droben, wo im Türrahmen fest ein Messer stak, dann verlassen beide den Stall. Draussen aber, wo ihnen die frische Winterluft die Stirne streicht, wird die Kleine allein zu dem alten grauen Steinhaus geschickt, der Badestube, wo nach alter Sitte am Weihnachtsabend alle dem Hofe zugehörigen Frauen und Mädchen ohne Standesunterschied versammelt sind.

In der Badestube ist es zum Ersticken heiss, selbst wenn auch die Gnädige verrückt genug gewesen ist, die behaglich angenehme Luft der Männer hinausgelüftet zu haben. Wirbelnder Dampf wogt um sie, die mit ihren drei schmalen weissen Töchtern rot und schwitzend auf einer grossen flachen Steinplatte steht, von der sie erzählt, dass in vorchristlicher Zeit jedes Jahr ein Eber darauf geopfert worden und die sinnbildlichen Darstellungen am Stein von einem Sonnenanbeter stammten.

Nach solchen Plaudereien im wogenden Dampf der alten Badestube zieht die Frau des Hauses wieder Mieder und Gürtel an und Frauen und Mädchen blicken ihr nach, als sie zur Tür schreitet und hinausgeht. Und während sie mit der einen Hand den Rock schürzt und mit geschmeidigem Fuss die graue Steintreppe mit den zu beiden Seiten kunstvoll verschnörkelten Gittern aus Gusseisen hinaufsteigt, hört sie das feine Klingen von fern und nah und das Seufzen, das durch die Stille geht, als vernehme man das Herz der Weihnachtsnacht. Und während sie mit der Hand auf dem kalten Metallgriff die schwere Tür des Hauses zurückdrängt, strömt ihr der süsse Duft der braunen Lebkuchen entgegen, die in der Küche auf weissem Tuch an jedem Platz liegen. Schnell lässt sie noch dort ihren prüfenden Blick über die besonders umfangreich gegossenen Talglichter gehen, die in alten zinnenen Leuchtern aufgereiht in der Mitte des Tisches stehen, über die übliche Anzahl der mit Met gefüllten Flaschen und das am Balken hängende Zeichen des Sonnenrades, ein geflochtener Kranz aus Stroh, dann eilt sie über den grossen Korridor des Erdgeschosses und tritt in den Saal mit der nach der Gartenseite liegenden Fensterwand. Dort zündet sie Lichter an und lässt ihre Augen auch da über eine Tafel gleiten, die überreich mit Schinken und Fleischgerichten aller Art, mit grossen gemalten Schüsseln für das selbstgebraute Bier und den obenauf schwimmenden geschnitzten Schalen als Kelle, mit schweren Gläsern und reichem Silber gedeckt steht. Und ihr Blick wandert weiter über alle die hervorgeholten bestickten und gewebten Kissen, die kostbaren Teppiche und die Bibel, die zwischen zwei schweren silbernen Leuchtern, darinnen leise knisternd die langen Kerzen brennen, am Platze des Hausherrn liegt. Und da sie alles so wohl gerüstet findet, wendet sie sich ab und lehnt ihre Stirn gegen eine Glasscheibe.

Das hohe Fenster gewährt die Aussicht in einen Garten, der silberne Winterträume zu träumen scheint. Durch den verschneiten Weg, der im Sommer gerade und breit zwischen gezirkelten Blumenbeeten und hohen steilen Laubwänden führt, sieht man auf die zugefrorene Bucht und weiter auf die gegenüberliegenden Wälder hinaus. Die Augen der Frau ruhen eine Weile auf der Eisfläche der Bucht, wo nun das lautlose Licht des Mondes liegt, dann tritt sie mit leichtem Schritt, dass nur kaum die Falten ihres Kleides rauschen, in den weiten Saal des Hauses zurück, das sie einst — als einzige Blüte eines alten Stammes — in die Ehe mit dem Pfarrherrn gebracht hat.

In diesem Augenblick tritt der Pfarrherr zur Tür herein und hinter ihm steigen nebst den Töchtern Knechte und Mägde über die Schwelle und die Häusler mit ihren Frauen und Kindern drängen sich an der Tür zusammen. Nachdem sie alle ihren Platz gefunden haben, fängt der Pfarrherr die frohe Botschaft zu verlesen an, während die Frau im stillen Einverständnis mit dem Pfarrherrn aus dem Saale geht, um Ingjerd zu suchen, die unter den Anwesenden nicht zu sehen ist.

In einen warmen, pelzgefütterten Mantel gehüllt, geht die Frau mit zögernden Schritten die Treppe nach dem Hof hinunter. Nachdenklich nimmt sie sich noch einmal die ganze Kette alter Sitten und Gebräuche durch, und weiss gleich, dass alle befolgt sind. Die Köchin hat die Holzschüssel mit der Grütze fürs Heinzelmännchen in die Scheune gestellt, im Stall ist alles nach Brauch getan, über die Wurzeln der Esche war neues Bier gegossen und sie selbst hat in der Vorratskammer Jesu Namen über Gesalzenes und Geräuchertes gesprochen.

Am Pförtchen, das in das Freie führt, wendet sie sich nach kurzem Ueberlegen zur Kirche, die seitwärts, unmittelbar am Garten ihren hohen, dunkeln Dachfirst erhebt. Auf der geschweiften Kirchentürschwelle sitzt aber keine Ingjerd, und niemand hat eine Spur auf die weissen Pfade zwischen den Gräbern der Toten des dabei liegenden Friedhofes gelegt. Dort ist nur die Stille, die von den nächtlichen Sternen herabsteigt.

Die Frau entfernt sich von der im Mondenlicht schimmernden Kirchenmauer, an der sich die Birken mit tausend Kristallperlen behangen haben und dreht auf den Weg einer Allee ein. Dort trifft sie Ingjerd, die zwischen den silbernen Säulenreihen der Vogelbeerbäume steht, indes ihre Augen in das kristallene Gezweig dringen, aus dem die roten Beeren hervorleuchten. Ein Blick in diese Augen tut's . . ., denn es sind die Augen derer, die irren.

Hilfsbereit wird der Arm der kranken Ingjerd durch den Arm der Frau gezogen und auf diese Weise gehen sie nebeneinander den stillen Weg entlang. Da weint ein Totenvogel hinter ihnen auf, Ingjerd reisst sich vom beschützenden Arm los, stürzt links durch die Bäume und weiter auf den zugefrorenen Wasserspiegel hinaus. Die Frau läuft ihr erst nach, geht dann aber heim, heiss und erschöpft und mit dem leisen Anfang einer Angst im Herzen. Im Hause schickt sie ein paar Leute nach der Kranken, nachdem sie die Stelle bezeichnet, wo sie Ingjerd finden können. Alsdann beginnt sie in ihren durchnässten Strümpfen die breiten Stufen in dem erleuchteten Treppenhaus hinaufzusteigen, bis sie den oberen Flur erreicht. Und in den grossen Gang, der vor ihren und des Pfarrherrn Zimmern liegt und an dessen Wand die schweigenden Bilder verschollener Menschen hängen, bleibt sie in einer Fensternische stehen. Durch die Scheibe heftet sie ihre ein wenig zu grossen Augen auf die Dächer der Ställe und Häuser, auf das Reich, das zu ihren Füssen liegt. Und eine grosse Feierlichkeit senkt sich auf ihr Herz, sie weiss, dass jeder zu dieser Stunde glücklich ist, auch Ingjerd, die nun mit den Geistern spricht. Und aus den dunklen Rahmen an der Wand schauen blasse Gesichter mit wesenlosen Augen auf die Frau herab, die vor einem Fenster steht, an dessen Scheibe Eisblumen zu blühen anfangen, und mit andächtigen Lippen flüstert: "Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen . . ."

*

Die grossen Saaltüren eines eleganten Hotels öffnen sich vor einer glänzenden Versammlung. Scharlachrot gekleidete Diener mit Schnallenschuhen stehen an den geöffneten Flügeltüren mit silbernen Brettern in den weissbehandschuhten Händen, auf denen gefüllte Punschgläser stehen. Damen in pariser Toiletten und kostbarem Schmuck, befrackte Herren mit dunklen Perlen an dem gestreiften Weiss der Brust treten aus dem spiegelbekleideten Vorsaal in den vornehmen Rahmen eines alten Saales, wo Weihnachtsbäume in elektrischer Beleuchtung strahlen. Leises Summen und zartes Gläserklingen schwebt durch den Raum und alle Augen richten sich auf die brennenden Bäume. Bis der Gong zum Dinner ruft, geht ein Hauch von Andacht durch die zusammengewürfelte Gesellschaft.

Drüben im Speisesaal glänzen elektrische Lichter aus alten Kronleuchtern freundlich herab auf gedeckte Tafeln im Schmuck der roten Tulpen und des grünstacheligen Laubes der Stechpalme. Das ganze Zeremoniell eines erstklassigen Hotels entfaltet sich, die Unterhaltung dreht sich um Sport und Schneeverhältnisse und einschmeichelnde Musik steigert das fröhliche Geschwirr der Tafelnden. Nachdem Bediente duftende Platten und Schüsseln halbgeleert abgetragen, Champagner und Eis eingeschenkt und herumgereicht haben, ergiesst sich bald darauf die ganze Versammlung über die Gemächer. Dort wird noch stehend eine Tasse Kaffee getrunken und Konversation getrieben, dann schmettert das Saxophon und dröhnt die Pauke und ein junger Mann gleitet mit seiner Tänzerin auf das spiegelglatte Parkett.

Ihnen sehen die hellen Augen eines alten Herrn nach, der immer noch eine imponierende schöne Gestalt ausmacht. Er betrachtet auch alle die anderen hellgekleideten, buntbebänderten Gestalten, die um ihn hüpfen oder stehen, und je länger er ihnen zuschaut, desto mehr breitet sich die Unlust in seiner Seele aus. Schliesslich lässt er sich seinen Mantel holen, der kleine Piccolo reisst mit elegantem Schwung die schwere Haustür vor ihm auf, und dann geht er vorsichtig die glatten Stufen zum Hof hinunter. Draussen macht er in der Mondeshelle einen Rundweg, erst an der alten Kirche und dem Friedhof vorbei, dann durch eine Allee bis zu einem grauen Steinhaus, das vom Hotel als Kartoffelkeller benützt wird und von da aus wieder auf den Hof zurück. Dort bleibt er eine Weile stehen und schaut über den verschneiten stillen Garten zu den jenseitigen einsamen Wäldern, die unter den weissen Gipfeln der Gebirge liegen, darüber jene zahllosen Heere am Firmamente stehen, unter denen die Jahrtausende abwärts in die Ferne gezogen sind. Dann geht er mit tiefer Wehmut im Herzen wieder ins Haus zurück, an den erleuchteten Sälen vorbei, darinnen die Kinder einer anderen Zeit lachen und tanzen, die breiten Treppen zum oberen Gang hinauf, an dem sein Zimmer liegt und an dessen Wand die gemalten Lippen der alten Bilder mit schmerzlichem Lächeln zu fragen scheinen, ob in hundert Jahren Weihnachten ein Wort sein wird, das man den Menschen erklären muss, — denen, die zukünftige Geschlechter vor sich haben —, nicht hinter sich.

ZÄHNE UND BERUF

Von Dr. Bernardo Schwarcz

In fast allen Berufen und gewohnheitsmässigen Verrichtungen gibt es mehr oder weniger grosse Gefahren für den menschlichen Organismus. Die Verletzungen oder Krankheiten, die sich daraus ergeben, sind meistens typisch für jeden Beruf, und bilden als die sogenannten Berufskrankheiten einen sozial überaus wichtigen Zweig der Medizin.

Wenn auch die Berufskrankheiten alle möglichen Organe des Körpers befallen können, so sind doch der Mund und im besonderen die Zähne der am weitaus häufigsten befallene Körperteil und vor allem auch der auffallendste. Oft genügt uns ein Blick auf die Zähne eines Menschen, um ihm mit Sicherheit sagen zu können: Sie haben diesen oder jenen Beruf.

Betrachten wir, zum Beispiel, die typisch abgenützten Zähne eines Glasbläsers oder die ganz ähnlichen der Musiker, die gewisse Blasinstrumente spielen. Wir finden da eine zirkuläre Abrasion, die zwischen den oberen und unteren mittleren Schneidezähnen ein richtiggehendes kreisrundes Loch entstehen lässt. Unter Abrasion versteht man die pathologische Abnützung der Kauflächen oder Schneidekanten, hervorgerufen durch die Reibung oder Friktion mit irgendeinem Fremdkörper. Selbstverständlich ist es notwendig, damit die Abrasion deutlich zu Tage tritt, dass die abnützende Substanz und Kräfte während langer Zeit einwirken.

Schneider und Näherinnen zeigen oft feine Rinnen in den Kanten ihrer Schneidezähne, hervorgerufen durch das ständige Abziehen des Fadens, oder Halten der Nadel zwischen den Zähnen. Grössere Einkerbungen findet man in der Schneidezahnen der Tischler, Schuster und Tapezierer, die alle Nägel zwischen ihren Zähnen halten. Wir dürfen uns nicht über oft sehr starke Rinnen wundern, wenn man bedenkt, dass ein Autotapezierer bis zu 8000 Nägel pro Tag einschlägt, die fast alle zuerst durch seine Zähne gehen. Die weitaus grösste Abnützung zeigen, wie schon erwähnt, die Zähne der Glasbläser und Blasmusiker, die beide ausserdem noch anderen Berufskrankheiten ausgesetzt sind, die eber die Lungen betreffen.

Diese Zahnschädigungen — die man als wahrhafte Stigmen bezeichnen könnte — sind Dauerschaden, das heisst, sie können sich nicht mehr zurückbilden, da der Zahnschmelz und Zahnbein, die zusammen die Hartgewebe der Zahnkrone bilden, nicht regenerationsfähig sind, wie es zum Beispiel bei den Knochen oder Weichteilen der Fall ist.

Eine andere Form der Berufsschädigung der Zähne ist die sogenannte Entkalkung oder Dekalzifikation, die man an den Zähnen von Arbeitern findet, die Säuredämpfen ausgesetzt sind. Der Zahnschmelz verliert seinen normalen Glanz und die Vorderfläche des Zahnes, die in am meisten angegriffen wird, nutzt sich rascher ab als die hintere Wand, wodurch die Zahnkrone eine besondere, wie nach hintengeneigte Form annimmt. Diese Schäden findet man besonders bei Arbeitern in Fabriken von Explosivstoffen und Säurefabriken, so wie auch bei Glasätzern.

Bei den Arbeitern, die Metallstaub ein-

Alles bekam seine Tagfarbe wieder. Die Welt war von neuem geboren für einen Tag. Die Sonne kam wie eine Königin in die festlich geschmückte Welt. Die goldenen Wolkenpferde ritten ihr voraus, die Erde dampfte ihr entgegen, der Kuckuck läutete über den Wäldern . . .

Thomas hatte sich am Wegrand in die warme Sonne gehockt. Ihn fröstelte, er zog die Kniee an und stützte das Kinn darauf.

Das alles nicht mehr sehen und erleben . . . *dachte er. Wie wäre* ein Leben denn möglich ohne Frieden und Einigkeit mit dieser geliebten Erde?

Und als er in die Sonne starrte wie in Gottes gewaltiges Angesicht, kamen ihm Tränen in die geblendeten Augen. Er wischte sie nicht fort. Alle Spannung der letzten Tage löste sich in diesen Tränen.

Er war hilflos und matt. Er wollte vor dem unsichtbaren Unheil knien und bitten, ihn zu verschonen, wie ein Kind, das den gestrengen Vater anflehte, ihm eine Strafe zu erlassen.

Aber er wusste ja, das Unheil hatte kalte, stechende Augen. Es hatte kein menschliches Herz, zu dem man flehen konnte. Es würde nie verzeihen, es würde ihn kalt und konsequent zertreten, wenn er vor ihm kniete.

Man musste dem Unheil auf andere Weise beikommen, um sich und Cornelia vor ihm zu retten.

Noch war er geschützt, solange Landau frei umherging. Aber wenn dieser flüchtige Schutz einmal aufhören würde? Was dann?

Fliehen . . . Auf und davon mit Cornelia, alles hinter sich lassen, das Waldhaus, den Frieden, die Stille . . . Rennen um ihr nacktes Leben!

Keine Strähne an deinem Haar sollen sie antasten, Conny!

Jetzt, da du ausgestossen bist, da man dich mit frechem, dreistem Maul beschimpfen darf, als wäre jeder Schimpf ein erprobtes Recht, jetzt weiss ich erst, wie sehr ich dich *liebe! Dein Leben ist mein Leben,* dein Schicksal ist mein Schicksal! Es gibt nichts, was uns trennen könnte!

Der Hund leckte ihm mit der warmen Zunge über die Hand, *rief* ihn zurück, seinen grübelnden, nachdenklichen Herren, der heute so garnicht zum Spielen und Jagen aufgelegt war.

Im nahen Haus, unterhalb des Buchenbichls, öffnete sich ein Fenster. Im Haus der Amerikanerin, neben dem Weiher.

Sie war die nächste Nachbarin von Thomas und Cornelia.

Missis Appeltree war vor Jahren, als geschiedene Frau, aus den Staaten hierhergekommen. Mit den Dollars, die ihr nachgeschickt wurden, begann sie sich das Haus zu bauen. Mit jeder Jahresrente kam ein Stück Haus mehr dazu.

Der Sockel war aus Bruchstein, wie es hier üblich war, aber die oberen Teile schimmerten in vielen Farben, aus bemalten Brettern und Backsteinen zusammengeschachtelt.

Missis Appeltree hatte nie Geld, weil sie alles zum Bauen verwandte. Aber sie brauchte auch nicht viel zum Leben.

Im Winter lag sie in einem Winkel ihres zusammengestückelten Hauses, wie ein Tier, das den Winterschlaf hielt, in Decken und Pelze gehüllt, und machte neue Baupläne für den Sommer.

In den Ferien vermietete sie die Zimmer an Sommergäste.

Thomas und Cornelia hatten hier einige Wochen gewohnt, bevor sie ein Stück weiter unterhalb in ihr eigenes Waldhaus zogen.

Die Erinnerung an die Pensionstage bei Mutter Appeltree bestand aus Güte und Komik in seltener Mischung. Sie hatten oft nur einmal am Tage zu essen bekommen, wenn Mutter Appeltree mit anderen Dingen beschäftigt gewesen war. Einmal gab es ein Huhn in der Suppe, aber es war noch nicht weich und wurde unverletzt vom Tische genommen. Am andern Tage sollte es dann wirklich das Huh geben, aber als Mutter Appeltree es zerteilen wollte, schien es wieder vom Tische zu springen und davonlaufen zu wollen, so zäh war das Tier. Als es am dritten Tage nochmals erschien, sagte *Cornelia: "Aber Mutter Appeltree,* jeden Tag Huhn?" — "Well, darling, man muss einmal sieben gerade sein lassen, morgen gibt es was Einfacheres, lassen Sie es sich nur schmecken!" Sie versuchten es, aber sie standen hungriger auf als sie gekommen waren. Mutter Appeltree hielt das Essen überhaupt für eine lästige Angewohnheit. Sie gab das Geld lieber für schöne Dinge aus, für Bücher, Noten, Zeichenpapier.

Sie war ein guter Kerl, die kleine, grauhaarige Pfälzerin, die alle die Amerikanerin nannten. Und sie hatte es auch nicht ungern, denn es gab ihrer unscheinbaren Gestalt etwas Weithergewehtes, Abenteuerliches.

Missis Appeltree trat hinaus auf den Kiesweg vor dem Haus und begann ihre Morgenübung zu machen. Gegen die Sonne gewandt, noch im Schlafanzug, hob sie die Arme wie eine Beterin, liess sie rhythmisch fallen und schwingen. Dann kamen Kniebeugen mit Armstütze. Schliesslich rollte sie noch das rechte und dann das linke Bein zur Seite aus. Sie hatte auch in der Gymnastik ihr eigenes System.

"Well", sagte sie dann, "der Tag kann beginnen . . ."

Als sie Thomas dort drüben am Hang sitzen sah, zog sie sich einen Flauschrock über und ging zu ihm.

"Halloo! Tom! Haben Sie schon Tee getrunken? Nein? Dann kommen Sie mit mir in meine Jungfernstube!!"

Thomas dachte: Cornelia wird *noch schlafen, es ish ja erst halb* sechs. Ich kann es mir leisten, eine Weile bei Mutter Appeltree zu hokken.

Er schickte den Hund nach Hause, *damit er kein Unheil unter Mutter* Appeltrees Katzen anrichtete, von denen ihr "Balkan" wimmelte. Balkan hatten sie es getauft, das seltsame Haus, weil die einzelnen Teile nicht mit einander harmonierten. Es kam nie aus der Veränderung heraus. Wo gestern noch eine Kellertreppe gewesen, war heute eine Besenkammer, und wo es neulich zum ersten Stock hinaufging, konnte man unversehens in ein Verliess stürzen.

In der steinernen Wohn-, Schlaf- und Esstube, wo die Besitzerin hauste, war eine Wand ganz mit Büchern ausgefüllt, mit der Sammlung wertvoller kunstgeschichtlicher Werke.

Gegenüber dem Fenster stand ihr Diwan, ihr Winter- und Sommerlager, mit Pelzen aus Alaska bedeckt. Darüber hingen indianische Pfeifen, Trinkschalen und Waffen. Links ein grosses Reissbrett, auf das sie Entwürfe von Kirchen und Krankenhäusern geheftet hatte. Sie bewarb sich bei staatlichen Preisausschreiben.

Oben in den Holzzimmern schliefen die Sommergäste noch.

Der Teekessel summte über der Spiritusflamme, und der Toaströster stand bereit.

Mutter Appeltree nahm aus dem Wandschränkchen ein Glas Johannisbeergelee, und während sie den Deckel abschraubte, sah sie Thomas luchsäugig an.

"Allerlei Unruhe jetzt im Wald, gelt, Tom? Man kann schon bald nicht mehr schlafen vor lauter Betrieb . . ."

"*Besser bei den Amseln draussen* im Freien, als in der Koje drinnen eingesperrt mit schlechten Träumen."

"Well, well . . . Und ich brauche meinen Tee nicht allein zu trinken. Männerbesuch am frühen Morgen, ein hübscher junger Mann . . . Wenn ich nicht alt und hässlich wäre, könnten die Leute denken, Sie wären bei mir auf Abwegen, Tom!" Mutter Appeltree lachte. "Ueberhaupt allerlei Männerbesuch in letzter Zeit, es riecht hier geradezu nach Mann . . ." sagte sie und röstete eine Scheibe Weissbrot zu braunem Toast.

Dann zeigte sie mit dem Kopf gegen die niedrige Zimmerdecke.

"Da oben schläft einer."

"Ein interessanter Mann?" fragte Thomas.

"Das glaub ich!" nickte sie. "Einer von der Sorte . . ." Sie kreuzte die Hände, wie einer, dem Handschellen angelegt werden.

"Schon lange im Haus?" Thomas begann etwas Rauhes im Hals zu spüren.

"Vorgestern. Weiss nicht, wie lange er bleibt. Und ob er zahlt, weiss ich auch nicht. Kam mit zwei Anderen von der gleichen Sorte. Sie suchen wen. Haben grosse Sehnsucht nach einem, den sie nicht finden können. Hehe! Machen lange Gesichter, wenn sie von ihm reden, die sonny boys . . ."

Sie legte ihm das dampfende Röstbrot auf den Teller.

"Haben ja auch bei Ihnen da unten nachgesehen, gelt? Und gestern Abend haben sie Steckbriefe mit Bild und Belohnung angeschlagen. Wer ihn findet, bekommt Fünftausend! Wer ihn versteckt, Kopf ab!"

Sie schob ihm das Glas hin. "Etwas Gelee? Selbst gemacht."

Goss ihm Tee ein, dann auch sich.

"Na, hoffetlich finden sie ihn bald!" fuhr Mutter Appeltree kauend fort. "Er war ja einmal Minister. Alle Minister von früher sollte man aufhängen! Wenn sie besser aufgepasst hätten, brauchten sie sich *jetzt nicht im Wald zu verstecken.* Könnten gemütlich mit uns Tee trinken."

"Mutter Appeltree, wenn wir alle besser aufgepasst und die Sache *ernst genommen hätten . . ." Thomas* brach ab und blickte hinauf nach der Zimmerdecke.

"Oh, ich bin sehr böse auf die Minister von der traurigen Republik. Ihnen hab ich in New York mein Geld anvertraut. Sie hatten mir einen Kurs von hundertzehn versprochen. Wissen Sie, wie sie jetzt stehen, meine schönen Papiere? Vierzig, mit Müh und Not. Meine schöne Dollarrente ist Schall und Rauch. Wenn man sich Geld pumpt, muss man auch aufpassen, dass man nicht pleite geht über Nacht! Tom!" rief sie mit einem Augenaufschlag, "was könnte ich alles mit fünftausend Mark bauen! Eine neue Terrasse ums Haus! Einen Aussichtsturm, über die Buchen hinwegzusehen . . ."

Sie kaute nachdenklich ihr Brot mit Gelee.

"Fünftausend Mark für einen einzigen Kopf! So ein schönes Geld! Tom, wollen wir nicht zusammen osgehen und ihn suchen?"

"Er ist noch viel mehr wert."

"Noch mehr? Umso besser!"

"So viel wie mein eigener, der mir noch auf dem Hals sitzt. Und der wackelt, sobald sie ihn finden. Ich *such lieber nicht mit, Mutter Appeltree!"*

"Der Deifel! Sind Sie also mit in die Sache verwickelt?" Sie stützte das Kinn in die Hand und sah Thomas nachdenklich an.

"Ihre sonny boys wollten mich als Spitzel mitnehmen, um den andern aus dem Versteck herauszulocken. Ich hätte mich dadurch freikaufen können, mich und Conny. Aber ich hab sie hinausgeworfen. Jetzt lebe ich nur noch solange frei, als sie ihn nicht finden. Sie haben mich nur noch nicht geholt, weil sie hoffen, Landau wird zu mir kommen . . ."

"Deifel, Deifel! Da seh ich die schönen Fünftausend wieder davon schwimmen. Es wird also nichts mit der Terrasse und dem Aussichtsturm . . ."

Sie öffnete leise die Tür und lauschte die Treppe hinauf. Noch war alles ruhig im Haus.

"Jugend hat festen Schlaf. Und er ist spät nach Hause gekommen."

Sie verschloss die Tür, zog auch die rotkarrierten Vorhänge vor das Fenster und beugte sich dann über Thomas Ohr, der nicht wusste, was sie eigentlich wollte: "Keinen Ton sagen!"

Sie löste einen Haken, der unter den Vorhängen versteckt war, und schob die ganze Wand mit der kunstgeschichtlichen Bibliothek in einen Schacht unter der Treppe hinein, lautlos gleitend auf Rollen und Schienen. Die Bibliothek war verschwunden, nur das Seitenbrett sah noch aus dem Schacht heraus.

Das Zimmer war um einen Meter grösser geworden.

In dem Winkel hinter der verschwundenen Bibliothek stand ein zweiter Diwan. Ein verschwundenes Möbelstück mit unordentlich gemachtem Bett.

Dort hatte einer geschlafen!

Dort hatte — Landau geschlafen! durchfuhr es Thomas.

Mutter Appeltree hielt noch immer den Finger auf die Lippen gepresst.

Langsam liess sie die Bibliothek wieder zurückrollen an ihren alten Platz. Der Diwan verschwand. Die Kunstgeschichte verriet nichts mehr von dem Geheimnis hinter ihrem Rücken.

Missis Appeltree schloss wieder die Tür auf, schob die Vorhänge zurück, setzte sich an den Tisch und sagte lächelnd:

"Noch etwas Gelee, Tom? Es sieht aus wie Blut, schmeckt aber süss..."

Thomas sah sie bewundernd an.

"Fünftausend!" sann Mutter Appeltree nochmals, "die lässt sich keiner so leicht durch die Finger gehen!"

"Sie sind eine grosse Seele, Mutter Appeltree!" sagte Thomas, stand auf, nahm ihre zerfurchten, ältlichen, nicht ganz sauberen Hände und drückte auf jede einen Kuss.

"Herrjeh, Tom!" lachte sie, "ich glaub, es könnte wahrhaftig noch gefährlich mit uns werden, wenn Sie mal eine Nacht allein hier bleiben müssten!" Sie zeigte nach der Bibliothek.

"Kommt er wieder?" hauchte Thomas ihr ins Ohr.

Sie schüttelte den Kopf.

"Wann ging er?"

"Im Morgengrauen."

"Wohin?"

"Wie soll ich das wissen. Er hat keine Postadresse, mein Lieber!"

"Dank für den guten Tee, Mutter *Appeltree. Kommen Sie zum Abend*brot zu uns hinunter. Conny wird sich freuen."

"Tausend Dank, aber ich hab Pflichten. Man weiss nie, was vorgeht, wenn man interessante Männer im Haus hat . . . Da hören Sie, er ist wach, der sonny boy! Gleich wird er Rasierwasser wollen, und ich hab nichts warm. Die Vroni kommt *erst um sieben aus dem Dorfe, meine* Perle. Herrjeh, jetzt muss ich mich um meine lieben Pensionäre kümmern! Gruss an Conny!" rief Mutter Appeltree und verschwand im Gang.

Vor Aufregung öffnete sie die Tür zum Besenschrank statt die Küchentür, es war ihr selber entfallen, dass sie sie erst neulich verändert hatte.

Thomas hastete den Weg nach Haus, den Hang hinunter.

DIE VISION DES KAISERS

VON SELMA LAGERLÖF

Es war zu der Zeit, da Augustus Kaiser in Rom war und Herodes König in Jerusalem.

Da geschah es einmal, dass eine sehr grosse und heilige Nacht sich auf die Erde herabsenkte. Es war die dunkelste Nacht, die man noch je gesehen hatte; man hätte glauben können, die ganze Erde sei unter ein Kellergewölbe geraten. Es war unmöglich, Wasser von Land zu unterscheiden, und man konnte sich auf dem vertrautesten Wege nicht zurechtfinden. Und dies konnte nicht anders sein, denn vom Himmel kam kein Lichtstrahl. Alle Sterne waren daheim in ihren Häusern geblieben, und der liebliche Mond hielt sein Gesicht abgewendet.

Und ebenso tief wie die Dunkelheit war auch das Schweigen und die Stille. Die Flüsse hatten in ihrem Laufe innegehalten, kein Lüftchen regte sich, und selbst das Espenlaub hatte zu zittern aufgehört. Wäre man dem Meere entlang gegangen, so hätte man gefunden, dass die Welle nicht mehr an den Strand schlug, und wäre man durch die Wüste gewandert, so hätte der Sand nicht unter dem Fusse geknirscht. Alles war versteinert und regungslos, um nicht die heilige Nacht zu stören. Das Gras vermass sich nicht zu wachsen, der Tau konnte nicht fallen, und die Blumen wagten nicht Wohlgeruch auszuhauchen.

In dieser Nacht jagten die Raubtiere nicht, bissen die Schlangen nicht, bellten die Hunde nicht. Und was noch herrlicher war, keins von den leblosen Dingen hätte die Weihe der Nacht dadurch stören können, dass es sich zu einer bösen Tat hergab. Kein Dietrich hätte ein Schloss öffnen, und kein Messer Blut vergiessen können.

Eben in dieser Nacht trat in Rom ein kleines Häuflein Menschen aus den kaiserlichen Gemächern auf den Palatin und nahm seinen Weg über das Forum hinauf zum Kapitol. An dem eben zur Neige gegangenen Tage hatten nämlich die Räte den Kaiser gefragt, ob er etwas dagegen einzuwenden habe, dass sie ihm auf Roms heiligem Berg einen Tempel errichteten. Aber Augustus hatte nicht gleich seine Zustimmung gegeben. Er wusste nicht, ob es den Göttern wohlgefällig wäre, dass er einen Tempel neben dem ihren besässe; er hatte geantwortet, dass er erst seinem Schutzgeist ein nächtliches Opfer bringen wolle, um dadurch ihren Willen in dieser Sache zu erforschen. Er war es nun, der von einigen Vertrauten geleitet, daran ging, dieses Opfer darzubringen.

Augustus liess sich in seine Sänfte tragen, denn er war alt, und die hohen Treppen des Kapitols fielen ihm beschwerlich. Er hielt selbst den Käfig mit den Tauben, die er opfern wollte. Nicht Priester, noch Soldaten oder Ratsherren begleiteten ihn, sondern nur seine nächsten Freunde. Fackelträger gingen ihm voran, gleichsam um einen Weg in das nächtliche Dunkel zu bahnen, und ihm folgten Sklaven, die den dreifüssigen Altar trugen, die Kohlen, das Messer, das heilige Feuer und alles andere, was für das Opfer erforderlich war.

Auf dem Wege plauderte der Kaiser fröhlich mit seinen Vertrauten, und darum bemerkte niemand die unsägliche Stille und Verschwiegenheit der Nacht. Erst als sie auf dem obersten Teile des Kapitols den leeren Platz erreicht hatten, der für den neuen Tempel auserkoren war, wurde ihnen offenbar, dass etwas Ungewöhnliches bevorstand.

Dies konnte nicht eine Nacht sein wie alle andern, denn oben auf dem Rande des Felsens sahen sie das wunderbarste Wesen. Zuerst glaubten sie, es sei ein alter, verwitterter Olivenstamm, dann meinten sie, ein uraltes Steinbild vom Jupitertempel sei auf den Felsen hinausgewandert. Endlich gewahrten sie, dass dies niemand sein konnte als die alte Sibylle.

Etwas so Altes, so Wettergebräuntes und so Riesengrosses hatten sie niemals gesehen. Diese alte Frau war schreckenerregend. Wäre der Kaiser nicht gewesen, sie hätten sich alle heim in ihre Betten geflüchtet. "Sie ist es", flüsterten sie einander zu, "die der Jahre so viele zählt, wie es Sandkörner an der Küste ihres Heimatlandes gibt. Warum ist sie gerade in dieser Nacht aus ihrer Höhle gekommen? Was kündet sie dem Kaiser und dem Reiche, sie, die ihre Prophezeiungen auf die Blätter der Bäume schreibt und weiss, dass der Wind das Orakelwort dem zuträgt, für den es bestimmt ist?"

Sie waren so erschrocken, dass sie alle auf die Knie gesunken wären und mit ihren Stirnen den Boden berührt hätten, wenn die Sibylle nur eine Bewegung gemacht hätte. Aber sie sass so still, als wäre sie leblos. Sie sass auf dem äussersten Rande des Felsen zusammengekauert, und die Augen mit der Hand beschattend, spähte sie hinaus in die Nacht. Sie sass da, als hätte sie den Hügel erstiegen, um etwas, was sich in weiter Ferne zutrüge, besser zu sehen. Sie konnte also etwas sehen, sie, in einer solchen Nacht!

In demselben Augenblick merkten der Kaiser und alle in seinem Gefolge, wie tief die Finsternis war. Keiner von ihnen konnte eine Handbreit vor sich sehen. Und welche Stille, welches Schweigen! Nicht einmal das dumpfe Gemurmel des Tiber konnten sie vernehmen. Aber die Luft wollte sie ersticken, der kalte Schweiss trat ihnen auf die Stirn, und ihre Hände waren starr und kraftlos. Sie dachten, es müsse etwas Furchtbares bevorstehen.

Aber niemand wollte zeigen, dass er Angst hatte, sondern alle sagten dem Kaiser, dass dies ein gutes Omen sei: die ganze Natur hielte den Atem an, um einen neuen Gott zu grüssen.

Sie forderten Augustus auf, an das Opfer zu gehen, und sagten, dass die alte Sibylle wahrscheinlich aus ihrer Höhle gekommen wäre, um seinen Genius zu grüssen.

Aber in Wahrheit war die alte Sibylle von einer Vision so gefesselt, dass sie es nicht einmal wusste, dass Augustus auf das Kapitol gekommen war. Sie war im Geiste in ein fernes Land versetzt, und dort meinte sie über eine grosse Ebene zu wandern. In der Dunkelheit stiess sie mit dem Fusse unablässig an etwas, was sie für Erdhügelchen hielt. Sie bückte sich und tastete mit der Hand. Nein, es waren keine Erdhügelchen, sondern Schafe. Sie wanderte zwischen grossen schlafenden Schafherden.

Nun gewahrte sie das Feuer der Hirten. Es brannte mitten auf dem Felde, und sie tastete sich hin. Die Hirten lagen um das Feuer und schliefen, und neben sich hatten sie lange, spitzige Stäbe, mit denen sie die Herden gegen wilde Tiere zu verteidigen pflegten. Aber die kleinen Tiere mit den funkelnden Augen und den buschigen Schwänzen, die sich zum Feuer schlichen, — waren das nicht Schakale? Und doch schleuderten ihnen die Hirten keine Stäbe nach, die Hunde schliefen weiter, die Schafe flohen nicht, und die wilden Tiere legten sich an der Seite der Menschen zur Ruhe.

Dies sah die Sibylle, aber sie wusste nichts von dem, was sich hinter ihr auf der Bergeshöhe zutrug. Sie wusste nicht, dass man da einen Altar errichtete, die Kohlen entzündete, das Räucherwerk ausstreute, und dass der Kaiser die eine Taube aus dem Käfig nahm, um sie zu opfern. Aber seine Hände waren so erstarrt, dass er den Vogel nicht zu halten vermochte. Mit einem einzigen Flügelschlage befreite sich die Taube und verschwand, hinauf in das nächtliche Dunkel.

Als dies geschah, blickten die Hofleute misstrauisch zu der alten Sibylle hin. Sie glaubten, dass sie es wäre, die das Unglück verschuldet hätte.

Konnten sie wissen, dass die Sibylle noch immer an dem Kohlenfeuer der Hirten zu stehen meinte und dass sie nun einem schwachen Klange lauschte, der zitternd durch die totenstille Nacht drang? Sie hörte ihn lange, ehe sie merkte, dass er nicht von der Erde kam, sondern aus den Wolken. Endlich erhob sie das Haupt, und da sah sie lichte, schimmernde Gestalten durch die Dunkelheit gleiten. Es waren kleine Engelscharen, die gar holdselig singend und gleichsam suchend über der weiten Ebene hin und wider flogen.

Während die Sybille so dem Engelgesange lauschte, bereitete sich der Kaiser gerade zu einem neuen Opfer. Er wusch seine Hände, reinigte den Altar und liess sich die zweite Taube reichen. Aber obgleich er sich jetzt bis zum Aeussersten anstrengte, um sie festzuhalten, entglitt der glatte Körper der Taube seiner Hand, und der Vogel schwang sich in die undurchdringliche Nacht empor.

Den Kaiser fasste ein Grauen. Er stürzte vor dem leeren Altar auf die Kniee und betete zu seinem Genius. Er rief ihn um Kraft an, das Unheil abzuwenden, das diese Nacht zu künden schien.

Auch davon hatte die Sibylle nichts gehört. Sie lauschte mit ganzer Seele dem Engelgesang, der immer stärker wurde. Schliesslich wurde er so mächtig, dass er die Hirten erweckte. Sie richteten sich auf dem Ellenbogen empor und sahen leuchtende Scharen silberweisser Engel in langen, wogenden Reihen gleich Zugvögeln droben durch das Dunkel schweben. Einige hatten Lauten und Violinen in den Händen, andere hatten Zithern und Harfen, und ihr Gesang klang fröhlich wie Kinderlachen und sorglos wie Lerchenzwitschern. Als die Hirten dieses hörten, machten sie sich auf, um zu dem Bergstädtlein zu gehen, wo sie daheim waren, und von dem Wunder zu erzählen.

Sie wanderten über einen schmalen, geschlängelten Pfad, und die alte Sibylle folgte ihnen. Mit einem Male wurde es oben auf dem Berge hell. Ein grosser, klarer Stern flammte mitten darüber auf, und die Stadt auf dem Bergesgipfel schimmerte wie Silber im Sternenlicht. Alle die umherirrenden Engelscharen eilten unter Jubelrufen hin, und die Hirten beschleunigten ihre Schritte, so

DREI WEIHNACHTSERZÄHLUNGEN AUS DEM NORDEN

VON BARBARA RING

Schnee stöbert, Dämmerlicht dunkelt, kein Stern zeigt sich. Ueber bläulichweisse Schneeflächen, zwischen hohen Baumstämmen huscht roter, unruhiger Fackelschein. Pelzgekleidete Männer, Schneeschuhe an den Füssen, mit Fackel und langem Speer in der Hand, streifen durch die bedrohlich einsame Oede des Waldes. Oben rüttelt der Wind an die schweren Kronen, unten deckt er schmale, glatte Spuren zu.

Die Männer brechen einen schmalen Pfad auf, der zwischen dicht beieinanderstehenden, mit runden Stämmen aus dem Schnee hervorwachsenden Tannen zum Wald am Strande der hartgefrorenen Bucht führt, die das offene Meer wie einen Keil in das Land schiebt. Dort, wo der Wald sich um einen offenen Raum zum runden Gürtel schliesst, liegt das Ziel, dem sie still und aufmerksam entgegengleiten.

Als die Männer endlich aus dem Rande der Dunkelheit treten, fällt ihnen rötliches Licht entgegen. Im grossen Kreis der Umherstehenden herrscht Schweigen, im Mittelpunkt vereint sich auf dem Opferstein süsslichdünstendes Blut mit graugeballtem Rauch und der bittere Geruch von versengtem Haar und Geweih. Der Rumpf des Opfertieres liegt dunkel und gross unten am Fusse des ihn umgebenden brennenden Scheiterhaufens. Der Wind stösst in die rotgolden blühenden Lohen, reisst ein gelbes Flammenblatt ab, hebt es aufwärts, wo es in starrer Schwärze verlischt.

Die zuletzt angekommenen Männer blicken eine Weile auf dieses Bild, dann stossen sie bei den zunächststehenden Bäumen Speer und Schneeschuhe tief in den Schnee und treten waffenlos vor den Opferstein. Sie sind zu spät zur Opferstunde gekommen, zum Herzen der Nacht, zum Kern der Finsternis. Aber nicht zu spät, um die Wehr gegen dunkle Mächte zu erhalten und einen Brand vom Scheiterhaufen des Sühnopfers zum Schutz von Heim und Stätte. Die Männer stehen nun und blicken in das aufsteigende Feuer, starke stämmige Männer, anzusehen wie Gebilde von wallendem Haar, Bart und Tierhäuten.

Ueber dem Saum der Wipfel braust der Sturm und wirft sein dröhnendes Getöse in die Echogründe des Weldes. Vom Boden hebt er den Schnee in weissen Sprüngen hoch und fegt ihn über den Platz gegen das Feuer. Zischelnd fällt er in kraftlosem Geträufel auf den Stein und durch das Rauschen der Bäume irrt das langgezogene Geheul des Wolfes.

Nun tritt ein dunkelbärtiger Mann hervor. Er blickt eine Weile in das Feuer, über dem sich taumelnde Schneeflocken jagen, und hebt dann mit feierlicher Gebärde in schwarzbehaarten Händen ein gefülltes Horn empor. Nach einer eindrucksvollen Pause sagt er laut und deutlich: "Schlafet, ihr Mächte und Gewalten der Finsternis, schlafet und tuet keinem Mann ein Leid an . . ."

Aber die Gruppe der Männer fühlte sich gegen alle Schrecken der Nacht gefeit und eine hochgespannte Empfindung erfüllt sie. Gemeinschaftlich stehen sie im geschlossenen Kreis und schauen dem leise knisternden Spiel der Flammen zu, die steigen und lodern und die Farben wechseln und schliesslich sinken und sterben. Nun dürfen sie es, nachdem gefährliche Gewalten, die Finsternis und der Tod erhalten haben, was ihnen zukommt.

WEIHNACHT

Was soll das bedeuten? Es taget ja schon:
Ich weiss wohl, es geht erst um Mitternacht rum.
Schaut nur daher!
Wie glänzen die Sternlein je länger je mehr.
Treibt zsammen, treibt zsammen die Schäflein fürbass!
Treibt zsammen, treibt zsammen, dort zeig ich euch was:
Dort in dem Stall
Werdt Wunderding sehen, treibt zsammen einmal!

Ich hab nur ein wenig von weitem geguckt,
Da hat mir mein Herz schon vor Freuden gehupft:
Ein schönes Kind
Liegt dort in der Krippe bei Esel und Rind.
Ein herziger Vater der steht auch dabei
Ein wunderschön Jungfrau kniet auch auf dem Heu.
Um und um s'ngts,
Um und um klingts
Man sieht ja kein Lichtlein, so um und um brinnts.

Das Kindlein das zittert vor Kälte und Frost.
Ich dacht mir: wer hat es denn also verstosst,
Dass man auch heut
Ihm sonst keine andere Herberg anbeut?
So geht und nehmet ein Lämmlein vom Gras
Und bringet dem schönen Christkindlein etwas!
Geht nur fein sacht,
Auf dass ihr dem Kindlein kein Unruh nicht macht!

(Süddeutsches Volkslied)

Die umherstehenden Männer sehen zu, wie er trinkt und wie aus dem geneigten Horn die letzten Tropfen in das Feuer fallen. Und sie sehen, wie das Tier zusammenschrumpft und von den Flammen verzehrt wird, und die dünnen Rinnsale von Blut, die am Stein herunterlaufen und eine Stelle im Schnee rot färben, und sie wissen, dass nun der Blutgeruch die Wölfe aus der grossen Einsamkeit lockt und sie von allen Seiten näher und näher treibt. Und da schimmern auch schon die gelben Augen zwischen den alten Baumstämmen und schleichen die dunklen Körper hart hinter dem Kranz der Speere, die im Schnee stecken bleiben, bis der letzte Funken des Opferfeuers erloschen ist.

Dann tritt einer nach dem anderen zum zusammengesunkenen roten Schein heran und entzündet seine Fackel an der Glut. Nun haben sie die heilige Flamme, die am Herd daheim weiterbrennen soll bis zur Mitte des nächsten Winters, wo die Dunkelheit am längsten und das Licht am entferntesten ist. Noch einen Blick werfen die Männer auf den Stein zurück, und dann gleiten sie wieder auf Schneeschuhen mit hocherhobener Fackel und vorgestrecktem Spiess in den finsteren grossen Wald hinein, in dem der Wind tost und das weglose böse Heulen der Wölfe ist.

Ein junger, bartloser Mann ist am Opferstein zurückgeblieben. Sein langes lichtes Haar flattert im kalten, von der Nacht gereinigten Wind. Er steht und bedenkt, dass es gefährlich ist, in dieser bösen Nacht allein zu bleiben, und dass es klüger wäre, mit den anderen zusammen zu gehen. Aber er will nicht klug sein. Und er holt aus seinem verwitterten Wams ein von trockenem Moos und Reisig geflochtenes Rad hervor, das er an seiner Brust verborgen getragen hat und legt es in die heisse Asche. Mit der Spitze seiner Lanze berührt er die verkohlten Gebeine, und während er wartet, bis die unter ihnen liegenden Funken hell genug aufglühen, hält er seine Fackel gegen die Nacht und ruft: "Du, der du die Macht bist, Dich rufe ich an! Erscheine und belebe Dein Ebenbild, das ich von dem geflochten, dem Du selbst Leben erteilt. Erscheine und vollende!" Und er beugt sich hinunter, um die Glut mit seinen Händen gegen den Schnee zu schirmen. Und das blasse Moos leuchtet unter seinen braunen Händen auf, darüber die Schneeflocken schräg durcheinander stöbern, und gelbgoldene Zungen huschen und eilen durch dürres, dünngeflochtenes Gezweig und dann liegt es zu seinen Füssen, ein goldener Kranz, ein flammendes Sonnenrad!

Sich aufrichtend gewahrt der Jüngling einen sich geschmeidig heranrührenden, geduckten dunklen Schatten. Eingedenk des Opferplatzes, auf dem jedes Lebewesen Frieden vor dem haben soll, der den Lebensspender anbetet, hält er den bernsteingelben Augen so lange seine Fackel entgegen, bis der letzte Funke des Sonnenrades in der fetten grauen Asche verlischt. Dann erst geht er rücklings zu seinen Schneeschuhen und seinem Speer und läuft lautlos zu den jenseitigen einsamen Wäldern, die wie dunkel ausgebreitete Schatten unter den weissen Gipfeln der Gebirge liegen.

*

Das matte Licht eines zunehmenden Mondes fällt auf den leichten Silberreif dünnen Schnees, der auf jedem Giebel und Mauervorsprung liegt. Ein kleines Dirnlein hastet über den still verschneiten Hof, in dessen Mitte eine vielhundertjährige Esche mit silberangehauchtem Stamme steht. Nun verschwindet sie in eine der vielen Türen der ländlichen Wirtschaftsgebäude, die an den Seiten mit dem im Hintergrund liegenden Herrenhaus den geräumigen Platz begrenzen. Bald darauf kommt sie wieder zum Vorschein und nun läuft sie geschwind ein Stückchen zum Garten hinunter, wo

---

Mit grossen Sprüngen nahm er die Stufen. Atemlos beugte er sich über Cornelia, die aus dem Schlaf fuhr.

"Landau war hier!" flüsterte er.

Cornelia setzte sich mit einem Ruck hoch und sah ihn erschrocken an.

"Immer er, immer er . . ." keuchte sie. "Alles dreht sich um ihn! Ich habe ihn in einer Blutlache gesehen im Traum . . Warum geht er nicht fort über die Grenze? Warum geistert er hier zwischen uns herum? Warum muss er uns alle in Gefahr bringen?"

"Conny, ich will ihn suchen! Ich muss ihn finden, ihn hinüberschaffen über die Grenze!"

Er sprang auf, lief durch alle Räume, guckte hinter die Schränke, in alle Winkel.

Angst, belauscht zu werden, auch wenn er nur flüsternd den Namen aussprach, den gefährlichen.

Dann lief er zurück an das Bett.

"Ich hab einen Plan. Es muss gelingen, was ich mir vorstelle. Es muss nur alles noch genau durchdacht werden, alle Einzelheiten müssen stimmen . . ."

Draussen schlug der Hund an.

Das war der Bäckerbursche aus Oberalting, den konnte der Hund nicht leiden, denn er lärmte mit einem Motorrad durch die Gegend, auf dem er das Brot zu den Kunden fuhr.

Er pochte an die Tür.

Als Thomas ihm das Brot aus der Hand nahm, sprang der Seppl nicht rasch davon, wie es sonst seine Gewohnheit war. Er blieb stehen, sah sich nach allen Seiten um und drückte Thomas einen Zettel in die Hand.

"Rechnung?" fragte Thomas.

"Botschaft!" flüsterte der Seppl. "Für Sie!"

Dann lief er rasch fort, den Hang hinunter zur Strasse und schwang sich auf sein Motorrad.

Thomas rollte den Zettel auf, las mit Bleistift geschrieben:

"Im Morgengrauen am Weissen Stein. Bitte um bayrischen Anzug und hundert Mark. Hilfe! Landau."

Thomas zerknüllte den Zettel in der Hand, wollte ihn in kleine Stücke zerreissen, in den Ofen werfen, hastig jede Spur verwischen.

Das Zimmer begann vor seinen Augen zu schwanken.

Wieder hatte sich ihm die Gefahr genähert, wieder wollte Landau etwas von ihm.

Aber dann gewann er die Fassung wieder.

Wenn es eine Finte ist? dachte er.

Er stürzte an den Sekretär, durchsuchte den Packen Erinnerungen nach dem Brief von Landau, die Schrift zu vergleichen. Aber er war nicht da. Sie hatten den Brief mitgenommen.

Wie sollte er prüfen, ob der Kassiber wirklich von Landau kam? Konnte die Unterschrift nicht gefälscht sein? Das ganze eine Falle für ihn bedeuten?

Wenn sie ihn im Morgengrauen am Weissen Stein mit den Kleidern, dem Geld träfen? Dann wäre er ein verlorener Mann.

Aber wenn Landau nun wirklich Hilfe brauchte? Wenn er ihm durch feige Zweifel die Flucht vereitelte?

Was sollte er tun? Der Bäckerseppl war ihm nur flüchtig bekannt. Aber selbst, wenn er den Burschen genauer kennen würde, wie durfte er in dieser Sache jemandem trauen?

Er musste Landau selber finden!

Das war der einzige Weg.

Er musste eine deutlichere Spur von ihm entdecken, ihm nachgehen.

Auf alle Fälle heraus aus dem Haus, in dem man erstickte vor Ungewissheit, närrisch wurde vor Ratlosigkeit!

Und Thomas machte sich wieder auf den Weg durch den Wald.

dass sie beinahe liefen. Als sie die Stadt erreicht hatten, fanden sie, dass die Engel sich über einem niedrigen Stall in der Nähe des Stadttors gesammelt hatten. Es war ein ärmlicher Bau mit einem Dache aus Stroh und dem nackten Felsen als Rückwand. Darüber stand der Stern, und dahin scharten sich immer mehr und mehr Engel. Einige setzten sich auf das Strohdach oder liessen sich auf der steilen Felswand hinter dem Hause nieder, andere schwebten mit flatternden Flügeln darüber. Hoch, hoch hinauf war die Luft von den strahlenden Schwingen verklärt.

In demselben Augenblick, in dem der Stern über den Bergstädten aufflammte, erwachte die ganze Natur, und die Männer, die auf der Höhe des Kapitols standen, mussten es auch merken. Sie fühlten frische, aber kosende Winde den Raum durchwehen, süsse Wohlgerüche strömten rings um sie empor, Bäume rauschten, der Tiber begann zu murmeln, die Sterne strahlten, und der Mond stand mit einem Male hoch am Himmel und erleuchtete die Welt. Und aus den Wolken schwangen sich zwei Tauben nieder und setzten sich dem Kaiser auf die Schultern.

Als dies Wunder geschah, richtete sich Augustus in stolzer Freude empor, aber seine Freunde und Sklaven stürzten auf die Kniee. "Ave Caesar!" riefen sie. "Dein Genius hat dir geantwortet. Du bist der Gott, der auf der Höhe des Kapitols angebetet werden soll."

Und die Huldigung, die die hingerissenen Männer dem Kaiser zujubelten, war so laut, dass die alte Sibylle sie hörte. Sie wurde davon aus ihren Gesichten erweckt. Sie erhob sich von ihrem Platze auf dem Felsenrand und trat unter die Menschen. Es war, als hätte eine dunkle Wolke sich aus dem Abgrund erhoben, um über die Bergeshöhe hinabzustürzen. Sie war erschreckend in ihrem Alter. Wirres Haar hing in spärlichen Zotteln um ihren Kopf, die Gelenke der Glieder waren vergrössert, und die gedunkelte Haut überzog den Körper hart wie Baumrinde, Runzel an Runzel.

Aber gewaltig und ehrfurchtgebietend schritt sie auf den Kaiser zu. Mit der einen Hand umfasste sie sein Handgelenk, mit der andern wies sie nach dem fernen Osten.

"Sieh!" gebot sie ihm, und der Kaiser schlug die Augen auf und sah. Der Raum tat sich vor seinen Blicken auf, und sie drangen ins ferne Morgenland. Und er sah einen dürftigen Stall unter einer steilen Felswand, und in der offenen Tür einige knieende Hirten. Im Stalle sah er eine junge Mutter auf den Knieen vor einem kleinen Kindlein, das auf einem Strohbündel am Boden lag.

Und die grossen knochigen Finger der Sibylle wiesen auf dieses arme Kind.

"Ave Caesar!" sagte die Sibylle mit einem Hohnlachen. "Da ist der Gott, der auf der Höhe des Kapitols angebetet werden wird!"

Da prallte Augustus vor ihr zurück, wie vor einer Wahnsinnigen.

Aber über die Sibylle kam der mächtige Sehergeist. Ihre trüben Augen begannen zu brennen, ihre Hände reckten sich zum Himmel empor, ihre Stimme verwandelte sich, so dass sie nicht ihre eigne zu sein schien, sondern solchen Klang und solche Kraft hatte, dass man sie über die ganze Welt hin hätte hören können. Und sie sprach Worte, die sie oben in den Sternen zu lesen schien.

"Anbeten wird man auf den Höhen des Kapitols den Welterneuerer, Christ oder Antichrist, doch nicht hinfällige Menschen."

Als sie dies gesagt hatte, schritt sie durch die Reihen der schreckgelähmten Männer, ging langsam die Bergeshöhe hinunter und verschwand.

Aber Augustus liess am nächsten Tage dem Volke streng verbieten, ihm einen Tempel auf dem Kapitol zu errichten. Anstatt dessen erbaute er dort ein Heiligtum für das neugeborene Gotteskind und nannte es "Des Himmels Altar", Ara Coeli.